



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wenck, Woldemar: Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien :
1790-1792 : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Erklärung deutscher Revolutionsympathien 1790—1792

Von Woldemar Wenz

(Schluß)



ine ganz hervorragende Aufmerksamkeit richtete sich überall, wo von Stellung und Parteinahme in dem obwaltenden Meinungsstreite die Rede war, auf die, neuerdings gewaltig angeschwollene Zahl von Deutschen, die unter den Begriff der „Gelehrten“ oder „Studirten“ fielen. Tausende von ihnen waren wohl, als richterliche oder Verwaltungsbeamte, so fest auf die bestehenden Staatsordnungen angewiesen und darin eingelebt, daß eine Abneigung gegen den Gedanken weitgehender Neuerungen oder gar völligen Umsturzes bei ihnen leicht voranzusetzen war. Daß es aber auch in dem Beamtentum, und zwar bis in die höhern Stufen hinauf, nicht an Sympathien für die Revolution fehlte, trat uns schon aus manchen der frühern Ausführungen und Bemerkungen entgegen. Auch von der Geistlichkeit der neuern Bildung konnte das gelten, von der katholischen vielleicht, der innersten Gesinnung nach, noch mehr als von der protestantischen, da bei ihr die besondern Einschränkungen ihrer Lage die Freiheitssehnsucht verschärften. „Soviel ich alte und jüngere Theologen nach modernem Schnitt habe kennen lernen, so viel Demokraten und Verteidiger der französischen Revolution habe ich kennen lernen,“ sagt ein schwarzächtiger Revolutionsfeind in Reichardts Revolutionsalmanach. Der Ausdruck ist zweifellos übertrieben. Aber den Weiberhunger, durch den gewissenlose Priester und Mönche für das französische Wesen gewonnen würden, klagt auch Aloys Hofmann in seiner Wiener Zeitschrift bitterlich an, und auffällig ist der starke Prozentsatz von Geistlichen und Mönchen unter den Sänglingen und Männern, die 1792, bei Custines Einbruch in die Rheinlande, in den sofort errichteten Klubs Platz nahmen. Auch Professoren — an Universitäten oder sonstigen öffentlichen Lehranstalten — finden wir hier in ziemlicher Anzahl, und damals, wie in spätern Tagen wurde wohl die Weisheit der „Senatoren in der Republik der Wissenschaften“ von Männern streng revolutionsfeindlicher Gesinnung als Quell manches Unheils bezeichnet. Studirte oder — in den weniger gebildeten Volksklassen — Halbstudirte dachte man sich bald hier, bald da als

die Verbreiter von Unzufriedenheit und gelegentliche Anstifter von Unruhe. Ein Magister spielt in Pflands „Kofarden,“ ein Magister in Goethes „Aufgeregten,“ ein Barbier in des gleichen Dichters „Bürgergeneral“ die Wählerrolle. Einen sehr ansehnlichen Beitrag stellten begreiflicherweise die Advokaten; von ihren Spekulationen, ihren Hezereien u. s. w. ist oft die Rede. „Deutsche Advokaten“ (Bauernfachwalter ohne Universitätsbildung) figuriren in dem vielverbreiteten „Freiheits- und Gleichheitsbüchlein“ des „Kalendermannes“ (Steinbeck) als die Aufheber und Verbitterer des Landvolkes. Einem Advokaten schrieb man es zu, daß er hauptsächlich — und zwar um sich den Weg zu der damals so wichtigen Stellung eines Stadtsyndikus zu bahnen — die Unruhen in der Stadt Hildesheim angestiftet habe, demselben Advokaten Horstmann, der dann auch am Reichskammergerichte den Aufsehen erregenden Riesenprozeß der Bauern des Landes gegen die fürstbischöfliche Regierung führte. Nichts wäre leichter als die Zahl dieser Beispiele zu vermehren.

Häufiger als alles kam aber an den Gelehrten begreiflicherweise ihre schriftstellerische Thätigkeit zur Sprache, eine Thätigkeit, in der erst neuerdings neben ihnen auch Unstudirte sowie Frauen in etwas größerer Anzahl eine Bedeutung gewannen. Vorzüglich in dieser Thätigkeit äußerte sich auch der oft beklagte revolutionäre Sinn der sogenannten Schöngeister — in jenen Tagen eine Bezeichnung ziemlich für alle mit Litteratur beschäftigten, die in keinem bestimmten praktischen oder Lehrberuf standen. Man lernte die Menge von „privatirenden Gelehrten“ als ein Element der Beunruhigung mit Sorge betrachten; man klagte, daß eine immer mehr zunehmende Anzahl von Studirenden aus Unabhängigkeitstrieb, aus Geniesucht, aus Unfügsamkeit, aus Scheu vor den Anstrengungen des Staatsdienstes, dessen Besoldungen neuerdings bei dem gesunkenen Geldwert oft nur knappen Unterhalt gewährten, außerhalb aller festen Stellungen blieben. Auf die „Freiheit der Gelehrten,“ namentlich die schriftstellerische, war schon von früher her mancher ernste oder unwillige Blick gefallen. Cette canaille de journalistes war ein Wort, das man schon um die Mitte der achtziger Jahre aus dem Munde eines Ministers gehört haben wollte. Anderseits hatte der bedachtam freisinnige Joh. Georg Schlosser (Goethes Schwager, in badischen Diensten) den Schriftstellern zu bedenken gegeben, ob nicht die Freiheit, die ihnen mancher Mächtige einräume, mehr einer Geringschätzung ihres Einflusses, als einer Hochschätzung ihres Nutzens zu verdanken sei. Auch Brandes äußert sich rückfichtlich der frühern Zeit in ähnlichem Sinne; jetzt dagegen, nachdem an dem Ausbruche der Revolution die Macht des Schriftstellertums so furchtbar zu Tage getreten war, glaubt er an mancher Regierung eine Art von Erstarrung zu bemerken, in der sie dem Kampfe der Meinungen eingeschüchtert gegenüberstehe und auf jedes Eingreifen verzichte.

Brandes für seine Person gehörte nicht zu den Feinden eines freien Gedankenaustausches und auch nicht zu den eigentlichen Schwarzsehern. Im

Jahre 1790 stellte er das Vorhandensein einer republikanischen Schwärmerei unter den deutschen Schriftstellern in Abrede; noch zwei Jahre später bezeichnet er die ersten politischen Schriftsteller Deutschlands als frei von dem Vorwurfe, mit einer blinden Bewunderung für die französische Revolution behaftet zu sein. Aber freilich, wie wenige von den 7000 Schriftstellern, die man damals in Deutschland zu zählen glaubte, konnten denn überhaupt, zumal wenn man von einigen Staatsdienern oder einigen Universitätsprofessoren absah, als Männer von eigentlich politischen Studien und Erfahrungen in Betracht kommen! Wie groß war dagegen die Anzahl derer, die unter den jetzt gegebenen Anregungen ihre Thätigkeit auch politischen Dingen zuwendeten! Wie leicht mochten dann diese von der Zeitströmung sich fortreißen lassen und sie nun ihrerseits verstärken helfen! Schon das Bedürfnis des Erwerbs mußte begreiflicherweise bei vielen von jenen 7000 dringend genug sein, um sie dem Geschmack dienen zu lassen, der im lesenden Publikum die Mehrzahl für sich hatte. Dabei kam dann, wie schon vor der Revolutionszeit, die Zerstückelung des deutschen Bodens in eine Menge kleiner und kleinster Herrschaftsgebiete trefflich zu statten. „Wahrhafte Scharteken, die das Volk zum lauten Aufruhr auffordern — so wehklagt ein antirevolutionärer Eiferer —, finden wohl in manchem Lande keine Presse; aber in dem Lande des Nachbars dürfen sie gedruckt, rühmlich rezensiert, verkauft und ungehindert in alle deutschen Provinzen vertrödelt werden.“ Schlözer, der alte Freund der Preßfreiheit, ist doch entrüstet über die Pasquille, die von den verworfensten Menschen, ohne Nennung des Druckortes aus den infamsten Winkel- und Meucheldruckereien kleiner Herren ausgestreut wurden. Die Zensur selbst, so hören wir klagen, sei in mehreren deutschen Provinzen in den gefährlichsten Händen. Braunschweig und, Dank der Verbindung mit dem dänischen Staate, Holstein und Schleswig kannten gar keine Zensur; an andern Orten war sie wenigstens thatsächlich kaum zu spüren. So fanden sich denn scharfe Kritik der deutschen Zustände und überschwängliche Anpreisung der französischen Revolution doch keineswegs bloß auf Scharteken und Winkeldruckereien angewiesen, um zu Worte zu kommen. Nur daß etwa der Fürst, aus dessen Land oder Ländchen das letzte Wort in die Welt ausging, für die gewährte Freiheit von Zeit zu Zeit einen Tribut empfang in einem starken, ihm persönlich gewidmeten Weihrauch; höhniisch wiesen wohl die Gegner darauf hin, wie in so mancher berebten Schilderung ganz Deutschland und seine Regierungen als Sitz des Argernisses, immer aber ein Land als Stätte des Heils, ein Fürst und seine Regierung als Muster der Tugend gepriesen würden — Fürst und Regierung des Landes, wo Schriftsteller und Drucker ihre Thätigkeit ausübten. Wie viel des Süßen und Schmeichelhaften bekam nicht von Joachim Campe und dessen Mitarbeitern Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu hören, allerdings ein aufklärungsfreundlicher Herr, aber auch derselbe, dem es durch eine seltsame

Ironie des Schicksals bestimmt war, an der Spitze des Heeres zu stehn, durch das der große, mit so argem Verruf belegte Kampf des monarchischen Europa gegen das revolutionäre Frankreich eröffnet wurde.

Als Gegenstand eines eignen Interesses hebt sich aus der Schriftstellerwelt des damaligen Deutschlands derjenige Kreis hervor, der sich uns vergegenwärtigt, wenn wir von den großen Dichtern und Denkern dieser Tage reden hören. Ich meine jene Träger unsrer literarischen Herrlichkeit, deren Sinnen und Schaffen, ohne sich den staatlichen Verhältnissen durchaus zu entziehen, doch bisher ganz vorzüglich auf dem Felde der Kunst und der philosophischen Forschung sich bewegt hatte. Sehr nachdrücklich ist dabei zu bedenken, welch eine große Menge der Gebildeten in Deutschland damals aus dem Kreise dieser Männer ihre hauptsächlichste Anregung für Beurteilung menschlicher Angelegenheiten überhaupt erhielt und ganz in ihre Anschauungsweisen einging.

Nun weiß man wohl, wie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den deutschen Dichtern sich viele in einer freien, ja trotzigen Haltung gegenüber den bestehenden Verhältnissen und Gewalten, in lebhaften Kundgebungen des Gefühls für das Drückende und Vernunftwidrige in Staats- und Gesellschaftsrichtungen gefallen hatten. Daß ein solcher Zug jetzt einen Bürger, einen Schubart u. a. leicht den Revolutionsenthusiasten zuführte, begreift sich gar wohl. Recht im Gegensatz hierzu war Goethe, nachdem er aus dem Sturm und Drang früherer Jahre die harmonische Ruhe seines geistigen Wesens davongetragen hatte, nicht in der inneren Verfassung, sich mit den Wirrsalen und Formlosigkeiten der gewaltigen politischen Bewegung zu befreunden. Ohne sich in einen leidenschaftlichen Eifer dagegen zu setzen und ohne sich gegen das zu verschließen, was er auch aus diesem furchtbaren Schauspiel sich zur Bereicherung seiner Einsicht in menschliche Dinge dienen lassen konnte, blieb er doch dem Charakter der Bewegung selbst entschieden abhold, und einige seiner kleineren Nebenarbeiten richteten ihre Spitzen ausdrücklich gegen das Treiben der Wähler und Revolutionsfreunde. Lebhafter war die Gegnerschaft bei einigen weichen, zart empfindlichen Gemüthern. Angesichts der Schonungslosigkeit, mit der die Revolution über tausend individuelle Gestaltungen, über Pietätsverhältnisse und Poetisch-Chrwürdiges hinwegging, mußte ein Claudius, ein Gleim, den schon seine altpreussische Gesinnung gegen den neuen Enthusiasmus abspernte, sich angewidert fühlen. Die größte Aufmerksamkeit zog Friedrich von Stolberg auf sich. Einst als ein poetischer Tyrannenhasser von vorzüglicher Kraft bekannt, begrüßte er auch die Anfänge der Revolution mit einem: *Maecte virtute nova!* Bald aber fand er, daß man es da doch nur mit den alten Franzosen zu thun habe, und geriet nun, von Abscheu und Widerwillen weiter und weiter getrieben, in jene Sinneswandlung, die selbst das starke Freundschaftsband zwischen ihm und Voß zerriß, und ihn schließlic der katholischen Kirche in die Arme führte.

Meist aber zeigte sich denn doch in dieser Klasse von Geistern eine andere Art, sich zu der französischen Revolution zu verhalten, als die vorherrschende. Indem sie jetzt, von dem Zuge der Zeit ergriffen, sich mit erhöhter Teilnahme auf Politisches einließen, traten für sie begreiflicherweise auch hier Ideale und allgemeine Prinzipien leicht in den Vordergrund. Mehr in diesen lebend, als mit politischer Fachbildung und Erfahrung ausgerüstet und beschäftigt, fanden sie in dem Unternehmen der Franzosen, aus der reinen Durchführung der obersten, durch die Weisheit der Zeit gegebenen Sätze ein Verfassungswerk für eine Nation von fünfundzwanzig Millionen hervorgehen zu lassen, an und für sich außerordentlich viel des Anziehenden und Impofanten. Gegen die Frevel und Übel der Revolution sich zu verblenden, waren sie weit entfernt; vor allem waren sie aber doch erfüllt von der Größe der hier zu lösenden Probleme. Blicken wir in die berühmten politischen Abhandlungen Kants, die von allem, was unsre großen Philosophen auf Veranlassung der französischen Revolution ans Licht gegeben, immer das stärkste Interesse erregt haben*). Sie bewegen sich, ohne irgend auf das Einzelne in den Vorgängen näheren Bezug zu nehmen, ganz in dem Gebiete allgemeiner Spekulation. Hier stellen sie nun über unantastbare Menschenrechte, über die Beziehungen, in denen eine Ungleichheit unter den Menschen unzulässig sei, über Selbstbestimmung des Volkes, über die Notwendigkeit einer Trennung zwischen ausführender und gesetzgebender Gewalt, Sätze auf von sehr weitreichender Art und sehr ähnlich gewissen obersten Sätzen, die in der französischen Revolution eine beträchtliche Rolle gespielt haben. In dieser Revolution selbst erblickt Kant eine Bürgschaft für den beständigen Fortschritt der Menschheit und drückt die Überzeugung aus, daß das Bestreben nach Herstellung einer den Vernunftprinzipien entsprechenden Verfassung, auch wenn es jetzt scheitere, doch nie ruhen und, auf Grund wiederholter Erfahrungen, zu irgend einer Zeit zu einem Ergebnis führen müsse, das die Bemühungen belohne. Wie aber doch Kant sich auf einem andern Boden bewegt als Viele, die ihn nach derartigen Aufstellungen für den Thron hätten ansehen können, beweist vor Allem seine mit äußerster Schroffheit ausgesprochene Verwerfung jedes Insurrektionsrechtes. Diese Verwerfung ist für ihn die notwendige Konsequenz der selbständigen Macht und Gewalt, womit der Staat, sein Gesetz und sein Oberhaupt, zur Durchführung der ihnen und nur ihnen eigenen Bestimmung, in und über die

*) Allerdings rühren mehrere aus einer Zeit her, wo infolge der Schreckensherrschaft und der unerquicklichen weiteren Entwicklung der französischen Ereignisse die Teilnahme der Deutschen an diesen Ereignissen manches von ihrem früheren Charakter verloren hatte. Da aber der Inhalt der Abhandlungen in der Hauptsache sicherlich kein anderer sein würde, auch wenn sich Kant schon in den Jahren, mit denen wir uns hier beschäftigen, ausführlicher über die betreffenden Fragen ausgesprochen hätte, so glaube ich wohl auf sie für meinen Zweck Bezug nehmen zu dürfen.

menschlichen Dinge gestellt ist. So scharf und streng der Philosoph die Grenzen zu ziehen sucht, innerhalb deren sich die obrigkeitliche Gewalt, gegenüber dem Recht und der Freiheit des Einzelnen, zu halten hat, so ist ihm doch jede Aufwiegelung und jeder Aufstand, auch wenn die Obrigkeit diese Grenzen überschritten und den ursprünglichen Vertrag verletzt hat, das Unberechtigteste von allem und das strafbarste Verbrechen in dem gemeinen Wesen.

Was uns aber ferner als ein charakteristischer Zug an vielen unserer damaligen Dichter und Denker und deren, die in ihrer Sphäre lebten, entgegentritt, das ist „jene hohe Achtung vor jedem Keime des Lebens im Kopfe und Herzen, die ihnen zum menschlichen Ideale gehörte,“ jenes „Bedürfnis einer weisen Schonung gegen Meinungen, Empfindungen und Einrichtungen, die einen Keim von Menschenwert enthielten, der der Entwicklung würdig wäre.“ (Chr. G. Körner.) Was daraus hervorging, war einerseits, daß man in nichts so einmütig zustimmte als in dem Verlangen nach einer weitreichenden Freiheit für den Ausdruck jeder Meinung, sodann aber auch, daß viele aus einer Art unparteiischer Beobachterrolle herauszutreten sich scheuten. Man sah, nach einem Ausdruck Wielands, die französischen Verfassungskämpfe wie ein höchst interessantes Drama an sich vorübergehen, das die französische Nation auf ihre Kosten der Welt zum Besten gebe; indem man mit Spannung der Entwicklung entgegenharrte, hielt man mit dem Urteil über die grellen Erscheinungen zurück in einer Weise, die von Fernerstehenden leicht als eine schüchterne Billigung aufgefaßt werden konnte. Noch im Jahre 1793 führt eine Flugschrift diesen Gesichtspunkt den Anklägern der blutigen französischen Auftritte zu Gemüte. „Selbst der größte Künstler,“ sagt sie, „wird sein Kunstwerk nicht gerne eher beurteilen lassen, bis es vollendet ist, ja er kann dieses Zurückhalten des Urteils mit vollem Rechte von Jedem fordern, der die Miene eines billigen Beurteilers annimmt. Sollte nicht die französische Nation bei der Beurteilung eines so großen Kunstwerkes, wie die Begründung einer neuen Staatsverfassung ist, gleiche Billigkeit von uns Deutschen zu fordern berechtigt sein?“

Einer verwandten Sinnesweise begegnen wir bei einem Blick in den Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Körner empfand sichtlich einen sehr lebhaften Drang, sich in den politischen Meinungsstreit schriftstellerisch einzumischen. Dann aber glaubte er doch, „das Feuer, welches jetzt brenne, als das Werk einer höheren Hand ehren und weder Öl noch Wasser hineingießen zu sollen.“ Nicht minder bezeichnend sind die Beratungen der beiden Freunde über den Gedanken Schillers, in dem Prozeß Ludwigs XVI. eine öffentliche Verteidigungsschrift an den französischen Konvent zu richten. Für Schiller liegt ein Hauptreiz der Aufgabe in der Hoffnung einer guten Wirkung nach beiden Seiten, da man, als Verteidiger eines Königs, auch dem Monarchen

gewisse Wahrheiten freier und mit besserem Erfolg als ein anderer zu hören geben könne. Körner aber ist voller Bedenken gegen das Vorhaben des Freundes, Bedenken zum Teil von solcher Art, als ob es hier nicht auf einen frisch zu wagenden Versuch in einem brennenden Handel, sondern auf möglichst sichere Berechnung einer dauernden Wirkung allgemeiner Art, wiederum fast wie bei einem Kunstwerk ankomme. Und wie wenig in der That Schiller für seine Person im Sinne haben mochte, sich bei Ausführung seines Vorhabens durchaus nur auf eine Seite zu stellen, dafür spricht wohl noch dies, daß er ja nur einige Wochen vorher sich den Gedanken durch den Kopf hatte gehen lassen, in dem zur Republik gewordenen Frankreich sich selbst sein Glück und einen Ersatz für die Ausichten auf eine kurmainzische Anstellung zu suchen, die ihm durch die französische Einnahme des linken Rheinufers verloren gegangen waren. Frau von Stein war über die damalige Stimmung in dem weimarischen Kreise nichts weniger als erbaut und fragte noch im Dezember 1793 — als in Paris der Schrecken auf die Höhe stieg —, ob Schiller jetzt wohl befehrt sei und ob man jetzt die Männer des Nationalkonvents Räuber nennen dürfe, ohne daß er sich darüber entfesse?*)

Nur nach einer Seite hin waren diese Zürrsprecher der freiesten Geistesentfaltung entschieden Partei zu ergreifen gewöhnt: gegen die, die man seit lange als die Feinde eben dieser geistigen Entfaltungsfreiheit selbst hatte verabscheuen lernen. Diese aber, die Pfaffen, die notorischen Despotenknechte, die eigensüchtigen Nutznießer und Beschützer alles Mißbrauchs, standen denn doch jetzt alle in der Anfeindung des revolutionären Frankreichs voran. Schon die Besorgnis, in ihre Gesellschaft zu geraten, oder das Bedürfnis, sich von ihnen scharf abzuheben, mußte bei manchem, bewußt oder unbewußt, darauf hinwirken, daß er so lange als irgend möglich den Glauben an die Revolution und ihr Gelingen aufrecht hielt. Gab man diesen Glauben auf, welche Ausichten eröffneten sich dann? Der junge Genz, damals ein eifriger Kantianer, schrieb im Dezember 1790: „Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Übel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehn, so würden alle diese Übel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vermunft zum Trotz, eingestehn

*) Vielleicht daß sie denn doch, in der Hitze des Wortwechsels, manchen übertriebenen Eindruck bekommen und in Schiller mehr, als recht war, einen entschiedenen Revolutionsfreund erblickt hatte. Die Nachricht der wirklich geschehenen Hinrichtung Ludwigs XVI. regte auch Schiller im tiefsten auf. Ungefähr von da an mag er bestimmter von den politischen Bestrebungen der lebenden Generation seine Hoffnung abgewendet haben und zu der Sinnesweise gekommen sein, in der ihn schon auf seiner schwäbischen Reise 1793 seine Freunde kennen lernten.

würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle kleine und große Tyrannen dieses furchtbare Geständnis nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, das ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte.“ Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich noch während der ersten Hälfte des Jahres 1792 eine Stimme im Neuen Deutschen Merkur: „Würde die neue Konstitution in Frankreich vernichtet, so würden manche Despoten der Erde kein Bedenken tragen, Europens Völker soweit als es möglich ist, in die Unwissenheit und Barbarei hineinzustürzen, worin der Despotismus viele ehemals so kultivirte Länder von Asien, Afrika und Europa, und besonders das schöne Griechenland hineingestürzt hat.“

Alle Schrecken einer Krisis nach Art der französischen, alle Gefahren, die für andre Länder daraus erwachsen, mußten gegen eine solche Gefahr in den Hintergrund treten.



Wiener Litteratur.



arie von Ebner-Eschenbach läßt in ihrem „Gemeindekind“ den Schulmeister zu Babel in der Eile des Abschieds auf dem Bahnhofs sagen: „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie dir! präge sie dir in die Seele, ins Hirn. Sieh acht: wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb, aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — anders also! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller des Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst. Darum Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich giebt.“ Diese Worte, die ganz zweifellos nicht bloß die Gesinnung des Schulmeisters, sondern auch die der Dichterin selbst aussprechen, sind sehr merkwürdig, nicht etwa bloß deshalb, weil sie auch sozialistisch angehaucht sind und den Bestrebungen auf dem Gebiete sozialer Reformen beistimmen, sondern weil sie ein Lob unsrer Zeit enthalten. Ja, ein Lob, und